

Bettina Günter

Geschlechtsspezifische Aneignungsformen des Wohnens in den fünfziger Jahren zwischen selektiver Bescheidenheit und Teilhabe am Konsum

Im Kontext der Fragestellung nach Geschlecht und Raum beschäftige ich mich mit der Aneignung von Wohnraum durch Frauen in den fünfziger Jahren. Die fünfziger Jahre wurden bisher kaum in Hinblick auf das Wohnen von Frauen untersucht.¹ In der Architekturgeschichte setzt sich lediglich Myra Warhaftig mit der Auswirkung des Raumes auf die Nutzerinnen auseinander. Danach behindern die seit den fünfziger Jahren genormten Neubauwohnungen mit kleiner Küche und vorgegebenen Raumfunktionen eine selbstbestimmte Aneignung und damit die Emanzipation der Frauen.² Wenn, dann steht bei der Beschäftigung mit dem Wohnen in den fünfziger Jahren vor allem die beginnende Technisierung der Hausarbeit im Vordergrund. Die Raumnutzung wird dagegen kaum thematisiert. Wie bei Warhaftig geht es vorwiegend um die Einschränkung

von Entfaltungsmöglichkeiten der betroffenen Frauen durch Rationalisierungsbestrebungen oder Hygienenor­men.³

Im folgenden stütze ich mich auf Ergebnisse, die im Kontext eines Forschungsprogrammes zur Geschichte der industriellen Massenkultur bei Wolfgang Ruppert an der Hochschule der Künste Berlin entstanden sind.⁴ Die empirische Grundlage meiner Ausführungen bilden in erster Linie 30 offene, lebensgeschichtliche Interviews, da subjektive Handlungs- und Bedeutungszusammenhänge – zu denen auch geschlechtsspezifische *Aneignungsformen* des Wohnens gehören, nicht auf der Basis einer Literaturstudie zu erfassen sind und selten in schriftliche Quellen eingehen. Das Sample wählte ich so, daß ArbeiterInnen und Angehörige des Bürgertums zu gleichen Anteilen vertreten sind. Die generationsspezifischen *Aneignungsformen* erschließen sich aus der Streuung der Geburtsjahrgänge zwischen 1920 und 1940. Das Sample enthält ein leichtes Übergewicht an Frauen gegenüber den Männern. Geographisch beziehe ich mich dabei auf zwei Westberliner Innenstadtbezirke.

Wie bei allen qualitativen Studien diesen Umfangs ist die Untersuchung nicht auf Repräsentativität angelegt. Gleichwohl ermöglicht ein Sample von 30 Haushalten in Verbindung mit anderen Quellen Schlußfolgerungen, die über den Charakter von Fallstudien hinausgehen. Die Interviewbefunde ergänzte ich durch Grundrisse, Familienfotos und die noch vorhandenen Wohnobjekte meiner InterviewpartnerInnen. Weiterhin flossen in die Auswertung zur Absicherung des Materials mit ein: zeitgenössische Ratgeberliteratur, Möbelkataloge, Werbung, Gebrauchsanweisungen und statistisches Material.

Die Fünfziger stehen heute synonym für einen Rückzug in die Privatsphäre der Wohnung und der Familie. Während des Krieges und in der unmittelbaren Nachkriegszeit versorgten viele Frauen unter schwierigsten Bedingungen ihre Familien. Die damit verbundene Selbständigkeit war jedoch nur in Ausnahmesituationen gesellschaftlich akzeptiert. Mit der Rückkehr der Männer wurden Frauen nicht nur wieder aus Erwerbsbereichen herausgedrängt, die keine typischen Frauendomänen darstellten. Auch innerhalb der Familien knüpfte man an traditionelle Rollenbilder an. Die fünfziger Jahre waren von einem restaurativen Frauen- und Familienbild geprägt. Trotz des Verlustes an Selbständigkeit im Vergleich zu den vierziger Jahren, der restriktiven Familien- und Arbeitsmarktpolitik und des traditionellen Rollenbildes in den fünfziger Jahren nutzten die Frauen – wie ich zeigen will – die Gestaltungsspielräume beim Wohnen der fünfziger Jahre.

Bei der Untersuchung des Wohnens in den fünfziger Jahren beschränke ich mich auf einen Teilbereich – die Aneignung des Wohn-Schlafräum­es. Mein methodisches Gerüst stellt dabei der Begriff der Aneignung dar, der sich in Nutzung und Gestaltung aufteilen läßt: Die Kulturwissenschaft hat den *Aneignungsbegriff* in den letzten Jahren wieder aufgegriffen, der schon von frühen Ethnomethodologen wie Goffman, aber auch im Rahmen der Architekturgeschichte von Chombart de Lauwe verwendet wurde.⁵ Besonders die Rezeption von Bourdieus *Die feinen Unterschiede* lenkte den Blick auf die Formen der Aneignung.⁶ Bei Bourdieu kommt der Aneignung ein zentraler Stellenwert bei der Analyse von Lebensstilen zu. Besonders in Gesellschaften mit umfangreicher Massenkonsumgüterproduktion und -konsumption wie nicht nur in Frankreich, son-

dern auch in der Bundesrepublik Deutschland seit den fünfziger Jahren lassen sich soziale und geschlechtsspezifische Unterschiede oft kaum am bloßen Besitz oder Nicht-Besitz von Konsumobjekten festmachen. Die Aneignung gleicher oder ähnlicher Dinge unterscheidet sich dagegen meist sehr stark und klassifiziert die AkteurInnen nachhaltig. Wenn ich den Aneignungsbegriff auf die materielle Kultur anwende, bietet sich eine analytische Trennung von zwei Ebenen an:

1. umfaßt Aneignung den alltäglichen Umgang, die *Nutzung von Objekten* – im Falle des Wohnbereiches also den Umgang mit den vorhandenen Räumlichkeiten, dem Mobiliar, dem Hausrat etc.

2. bezieht sich die Aneignung auf die *Gestaltung der Wohnumwelt*, soweit sie den Einflüssen der BewohnerInnen unterliegt. Dazu gehört die ästhetische Gestaltung mit der Auswahl von Mobiliar, des Wandschmuckes bis hin zur Blumenvase ebenso wie das Stellen der Möbel und die Funktionszuordnung einzelner Räume und Objekte.

Mit den durch die Gestaltung geschaffenen Fakten müssen die BewohnerInnen wiederum bei der alltäglichen Nutzung umgehen, insofern lassen sich die beiden Ebenen nur analytisch trennen. Für meine Untersuchung bedeutet das, die konkrete Aneignung des Wohnraumes zu betrachten, um mögliche Gestaltungsspielräume zu erkennen.

Wohnen im Nachkriegs-Berlin

Zum Verständnis der konkreten Aneignungsformen des Wohnens ist ein Blick auf die Wohnverhältnisse der Nachkriegszeit und die Rahmenbedingungen des Wohnens in West-Berlin sinnvoll. Wie in vielen Großstädten wurde auch in West-Berlin ein großer Teil der Bausubstanz im Zweiten Weltkrieg zerstört. Besonders betroffen waren die dicht bebauten Innenstadtbezirke.⁷ Um die ausgebombten BerlinerInnen und die in die Stadt zugezogenen Menschen unterzubringen, wurden sogenannte Nissenhütten aus Wellblech aufgestellt, Eisenbahnwaggons und Bunker bezogen oder Keller, Dachkammern, Ruinen, Baracken und Gartenlauben zum Wohnen genutzt. Noch Mitte der fünfziger Jahre gab es in West-Berlin solche Notunterkünfte.⁸ Mit Hilfe der bis 1968 gültigen Wohnraumbewirtschaftung versuchten die Bezirksverwaltungen den vorhandenen Wohnraum auf möglichst viele Wohnungssuchende zu verteilen. Die Bewirtschaftung bedeutete u.a. eine mindestens einzuhaltende Belegungsdichte. Sie lag 1958 noch bei 1,3 Personen pro Zimmer (ohne Küche). Erwachsene galten dabei als Vollperson, Kinder zählten je nach Alter zwischen 1/3 und 2/3 Vollpersonen.⁹ Konnten Vermieter und Bewohner die volle Belegung einer Wohnung nicht nachweisen, wies das Wohnungsamt Untermieter zu. Um das zu vermeiden, wurden viele der großen Altbauwohnungen Berlins in zwei oder drei kleine Wohnungen aufgeteilt. Auch die Neubautätigkeit konzentrierte sich überwiegend auf den Bau kleiner Wohnungen, zumeist mit zwei Räumen, Küche und Bad. Eine umfangreiche Wohnungsbautätigkeit setzte aufgrund von Materialmangel, fehlenden Förderrichtlinien und der Berlin-Blockade erst zu Beginn der fünfziger Jahre ein.¹⁰

Auch meine InterviewpartnerInnen lebten fast alle in kleinen Wohnungen, unabhängig davon, ob es sich um Alt- oder Neubauwohnungen handelte. Etwa die Hälfte hatte

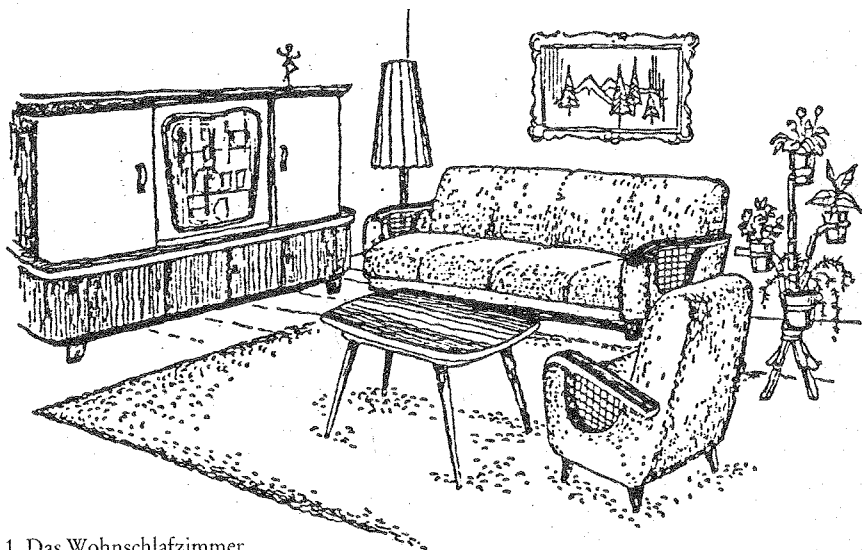
zwei Zimmer zur Verfügung. Das waren zum einen Paare ohne Kinder; häufig lebten aber auch Familien in Zwei-Zimmer-Wohnungen. Sie hatten zwar grundsätzlich Anspruch auf eine größere Wohnung. Der Wechsel erwies sich aber oft als schwierig, da die Wohnungsanträge von Familien, die in Untermiete oder in Notunterkünften wohnten, gegenüber denen bevorzugt behandelt wurden, die bereits eine Wohnung besaßen. Zudem konnten sich gerade kinderreiche Familien oft finanziell keine größere Wohnung leisten.

Im folgenden beziehe ich mich auf die Nutzung kleiner Wohnungen, insbesondere auf die mit zwei Räumen. Alleinstehende hatten keinen Anspruch auf eine abgeschlossene Wohnung. Die Vergaberichtlinien benachteiligten auch geschiedene und verwitwete Frauen und ihre Kinder gegenüber *vollständigen* Familien. Ebenso bekamen Paare nur dann eine Wohnung, wenn sie verheiratet waren.¹¹ Nach jahrelangen Provisorien in Untermietverhältnissen und Nissenhütten stellte deshalb eine eigene, abgeschlossene Wohnung – auch wenn sie noch so klein war – einen wichtigen Schritt zur Normalisierung der Lebensverhältnisse dar.¹²

Die eigene Wohnung wurde zu einem wichtigen Lebensmittelpunkt in den fünfziger Jahren, deren Ausstattung und Gestaltung einen zentralen Stellenwert im Leben vieler Frauen einnahm, unabhängig davon, ob sie erwerbstätig waren oder nicht.

Das Wohn-Schlafzimmer als Wohnlösung

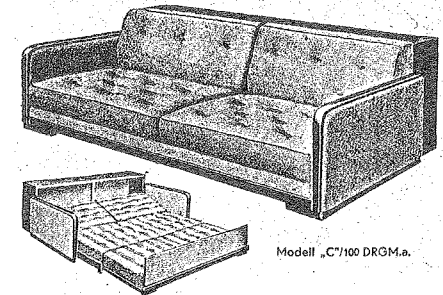
Zunächst gab die Architektur in den Neubauwohnungen einen großen Teil der Nutzung vor.¹³ Die kleinen Wirtschaftsküchen verfügten im Sozialen Wohnungsbau bauweise über Anbauschränke, Herd und Spülstein. Ein Eßplatz war in der Regel nicht



1 Das Wohnschlafzimmer

2 „Die Bett-Couch“

„Die Bett-Couch“



Modell „C“/100 DRGM.a.

Bei Tag eine formschöne Couch, bei Nacht ein bequemes Doppelbett mit Dreifach-Ausgezogene Liegefläche 180x190cm liefert als Gestell mit und ohne Bettkasten, auf Wunsch mit Fußstütze sowie den entsprechenden Federeinlagen

Matratzenrahmen jetzt mit Kugellagerführung

Pannes-Polstermöbel-Fabrik

O. H. G.
Hamel (W.)

vorgesehen. Auch Aussparungen für Elektrogeräte gab es nicht immer, so daß z.B. die Unterbringung einer Waschmaschine zum Problem werden konnte. Weiterhin besaßen die meisten Neubauwohnungen zwei unterschiedlich große Räume, von denen der größere als Wohnzimmer und der kleinere als Schlafzimmer vorgesehen waren. Altbauwohnungen verfügten dagegen mit ihren meist gleichgroßen Räumen über einen flexibleren Grundriß. Gerade die verkleinerten Wohnungen in den Berliner Innenstadtbezirken unterlagen schließlich in den fünfziger Jahren einer anderen Nutzung als der beim Bau beabsichtigten. In Altbauküchen beschränkte sich die Grundausrüstung auf Herd und Ausguß. Die restliche Einrichtung war Sache der MieterInnen. Die Küchengröße lag durchschnittlich über der von Neubauten; oft erschwerten aber Kamine, der gemauerte Herd und mehrere Türen (zur Speisekammer, zum früheren Dienstbotenaufgang und zur Mädchenkammer) das Stellen der Möbel.

Sowohl in Alt- als auch in Neubauten waren 1- bis 2 1/2-Zimmer-Wohnungen weitverbreitet. Eine weitreichende Differenzierung der Räume nach Funktionen (Schlafen, Wirtschaften, Essen, Wohnen etc.) war hier kaum möglich. Bei entsprechend dichter Belegung zwangen die kleinen Wohnungen zu einer multifunktionalen Raumnutzung. Dabei war die Kombination von Wohnen und Schlafen in einem Raum die am häufigsten gewählte Wohnlösung.

Die Beliebtheit der Wohn-Schlafräume widerspricht auf den ersten Blick dem Bedürfnis nach räumlicher Differenzierung wie es Elias, aber auch Goffman formulieren. Karnacher beschreibt angelehnt an Elias, wie im Verlauf des Zivilisationsprozesses kör-

perliche Verrichtungen und die damit in Verbindung stehenden Objekte und Räume zunehmend mit Peinlichkeitsschwellen belegt werden. Zu diesen Objekten gehört seit dem 19. Jahrhundert das Bett als Ort des Schlafens und der Sexualität. Den körperlichen Verrichtungen wurden spezielle Räume zugewiesen, damit sie für Außenstehende unsichtbar blieben. So drückte die Verlagerung der Schlafräume in den hinteren Teil der Wohnung die Tabuisierung des Bettes in vielen Wohnungsgrundrissen aus.¹⁴ Entsprechend teilt Goffman die Wohnung in eine Vorder- und eine Hinterbühne ein. Die Vorderbühne, zu der der Wohnraum gehört, wird gezeigt, vorgeführt, präsentiert.¹⁵ Zur Hinterbühne, zu der das Schlafzimmer zählt, haben z.B. Besucher in der Regel keinen Zutritt.

Daraus wird der Wunsch deutlich, tabuisierte Bereiche des Wohnens auszugrenzen und räumlich zu differenzieren, auch in den fünfziger Jahren. Frau Z., die über ein separates Schlafzimmer verfügte, formulierte diesen Wunsch folgendermaßen: *„Zu Anfang hatten wir im Schlafzimmer den alten Kleiderschrank mit drei Türen hingestellt und die Betten in die Nische. Ich wollte nicht, daß die Betten zu sehen sind, wenn man die Tür aufmacht. Wir haben die am Tag auch nicht abgedeckt mit irgendwelchen Paradedecken. Erstmals fand ich das nicht schön und dann hatten wir auch gar kein Geld dazu.“* (Frau Z., * 1933) Die Notwendigkeit, Räume multifunktional zu nutzen, ist dabei an sich nichts Neues, wie z.B. ein Blick auf die Wohnküche in Arbeiterhaushalten in der Weimarer Republik zeigt. Doch im Unterschied zu den Fünfzigern faßten die Arbeiterfamilien in den zwanziger Jahren Wohn- und Wirtschaftsfunktionen in der Wohnküche zusammen, während sie in einem anderen Raum schliefen.¹⁶

Was in den zwanziger Jahren noch kaum Akzeptanz fand – Schlafen, Wohnen, Essen in einem Raum und gleichzeitig eine Wirtschaftsküche mit sehr eingeschränkten Wohnfunktionen – war in den fünfziger Jahren weit verbreitet. In den fünfziger Jahren war das Wirtschaften räumlich getrennt und Wohnen und Schlafen kombiniert. Diese Aneignungsform ist m.E. das Ergebnis einer Mangelsituation. Sie stellt damit keinen ersten Schritt zum Bruch mit der Raumaneignung der Vorkriegszeit dar, wie es der zeitgenössische Diskurs über Städtebau und Wohnen der fünfziger Jahre zur Verbreitung von Wohn-Schlafräumen annahm. Auch wenn Zeitschriften wie *Constanze* ein Leitbild des variablen Wohnens propagierten, war doch die Mangelsituation die entscheidende Triebkraft zur Einrichtung multifunktionaler Räume. Dafür spricht auch, daß mit der verbesserten Wohnraumsituation in den siebziger Jahren erneut separate Schlaf- und Wohnzimmer modern wurden. Dem Bedürfnis nach Trennung von Schlafen und Wohnen konnte in kleinen Wohnungen nicht immer durch die Ausdifferenzierung der Räume nachgekommen werden, trotzdem – so meine These – erlaubten die Wohn-Schlafräume der fünfziger Jahre eine multifunktionale Nutzung, zu der Schlafen, Essen, Freizeitgestaltung etc. gehörten. Das Schlafen konnte zudem in den multifunktionalen Räumen kaschiert werden. Einerseits wurde dies durch spezielle Möbel ermöglicht, andererseits sorgten die Frauen mit ihrer Arbeit dafür, daß im Wohnzimmer tagsüber so wenig wie möglich auf die Doppelnutzung hindeutete.

Multifunktionale Möbel

Die Wohn-Schlafräume der fünfziger Jahre wurden entsprechend der Normen, die für das Wohnzimmer galten, möbliert.¹⁷ Ein Büfettschrank mit Vitrine und Polstermöbel waren hier die wichtigsten Requisiten der Vorderbühne Wohnzimmer. Die Industrie bot in den fünfziger Jahren spezielle Möbel für Wohn-Schlafräume an: neben Klappsofas mit Bettkästen die sog. Kombischränke, die Kleider- und Wohnzimmerschrank vereinten und trotzdem den Ansprüchen an den traditionellen Möbelkanon des Wohnzimmers entsprachen.

Bereits in den zwanziger Jahren entwickelten die Architekten für den Massenhousingbau des *Neuen Frankfurt* Klappbetten für Wohnraum und Kinderzimmer, diese stießen jedoch auf wenig Gegenliebe bei den BewohnerInnen der Neubauwohnungen der zwanziger Jahre und waren entsprechend wenig verbreitet. Dagegen wohnten viele meiner InterviewpartnerInnen in den fünfziger Jahren zeitweise oder ständig in einem Wohn-Schlafraum, und vor allem junge Paare, die sich neu einrichteten, kauften sich als erste Möbelausstattung eine Schlafcouch und einen Kombischrank. Die Älteren hingegen besaßen meist Vorkriegsmobiliar. Wenn in diesen Haushalten im Laufe der fünfziger Jahre Möbel gekauft wurden, gehörten allerdings Kombimöbel zu den ersten Anschaffungen. Frau und Herr P. beschreiben die Möbel ihres Wohn-Schlafzimmers: Herr P.: *„Die Couch haben wir 1957, als wir geheiratet haben angeschafft. Da waren wir stolz, daß wir uns die Schlafcouch kaufen konnten, mit den entsprechenden Cocktailsesseln dazu...“*

Frau P.: *„Und einem Nierentisch und die Lampe mit drei Tüten, rot, gelb, grün.“*

Herr P.: *„Das war also praktisch unsere Aussteuer, denn wir hatten nur ein Zimmer in der Wohnung meiner Eltern. Meine Schwester hatte noch ein Zimmer. Die anderen Zimmer waren gewissermaßen Gemeinschaftszimmer. [...] Die [Couchgarnitur] paßte damals auch ganz gut rein. Und damit war das Zimmer ja auch voll gestellt, mit der Garnitur, wo wir drauf geschlafen haben und mit den Sesseln, Tisch und Schrank, noch ein Stuhl und die Vitrine. Da war das Zimmer ausgestattet.“* (Frau und Herr P., * 1930/1931) Bei Familien mit Kindern wichen entweder Eltern oder Kinder – manchmal auch alle Söhne oder alle Töchter – ins Wohnzimmer aus. So bei Frau D.: *„Wir hatten eine Schlafcouch, da hat nachher die Jüngste noch mit uns drauf geschlafen. Und die drei Jungen und mein Vater schliefen im anderen Zimmer. Wir hatten die Kleiderschränke in die Mitte gestellt, und rechts und links waren die Betten. [...] Immer zwei hintereinander.“* (Frau D., 1923 *) Die Beliebtheit der Kombimöbel in meinem Sample deckt sich mit Umfragen des Instituts für Demoskopie Allensbach. Das Institut legte vier Abbildungen von Wohnzimmern vor: eine mit historischem Mobiliar, eine mit Anbaumöbeln der zwanziger Jahre, eine mit organischem Design, z.B. dem Nierentisch, und ein Bild mit Kombimöbeln. Auf die Frage, welches Wohnzimmer den Befragten am besten gefalle, wählten 1954 60 % den Raum mit den Kombimöbeln (vgl. Abb. 1). 1962 waren es immerhin noch 40 %.¹⁸ Auch im Möbelangebot der fünfziger Jahre nahmen Kombimöbel einen breiten Raum ein.

Zentrales Möbelstück des Wohn-Schlafraumes war neben der Schlafcouch der Kombischrank. Wie ein traditionelles Wohnzimmerbüfett beinhalteten Kombischränke eine

Glasvitrine für Kristall und Geschirr, Schubladen für Besteck und Fächer für die Tischwäsche. Als in den fünfziger Jahren Wohnen und Schlafen kombiniert wurden, mußte ein Schrank im Wohnzimmer die *Verwahrfunktion* des Schlafzimmers übernehmen. Das traditionelle Büfett wurde so um eine Kleider- und eine Wäscheabteilung erweitert. Diese Funktionen haben alle Kombischränke gemeinsam, gleich welchen Stils. Der Kombischrank war nicht etwa deshalb ein Möbelstück für kleine Wohnungen, weil er so platzsparend war. Ein Büfettschrank und ein separater Kleiderschrank hätten nur geringfügig mehr Platz eingenommen. Das Erfolgsgeheimnis des Kombischrankes ist nicht seine primäre Funktion als Verwahr Möbel, sondern seine Form. Die Kombinationsmöbel der fünfziger Jahre ermöglichten eine Aneignungsform der Räume, die ein weitgehendes Kaschieren der Schlafzimmernutzung erlaubte. Das gilt auch für Schlafcouch und Klappbett. So sollte der Kombischrank nicht auf die Unterbringung der tabuisierten Bett- und Leibwäsche hinweisen. Das geschah mit der ästhetischen Anlehnung an die traditionellen Wohnbüfets.

Bei den meisten Modellen suggerierte eine die Kleiderschranktüren teilende Leiste, ein zweiteiliges Wohnzimmerbüfett (vgl. Abb. 1). So wurden die Elemente des Wohnzimmerschranks, die Vitrine und zunächst die klassische horizontale Zweiteilung und die vertikale Dreiteilung betont, bei gleichzeitiger ästhetischer Zurücknahme der Kleiderschrankelemente. Zum Teil geschah das auf Kosten der Funktionalität, wenn die fest installierte Querleiste zu einer zweigeteilten Tür führte und das Hängen der Kleidung erschwerte.

Zur Arbeit der Frauen

Die Kombimöbel ermöglichten tagsüber und nachts eine unterschiedliche Nutzung. Doch das Mobiliar stellte nur eine Voraussetzung für ein funktionsfähiges Wohn- und Schlafzimmer dar. Dazu bedurfte es außerdem eines erheblichen Zeitaufwandes für den morgendlichen und abendlichen Umbau: dies war Aufgabe der Frauen. Morgens mußte die Frau vor allem die Bettwäsche lüften, bevor sie sie im Bettkasten der Schlafcouch verstauen konnte. Hatte das Sofa keinen Bettkasten oder war dieser zu klein, mußten die Decken anderweitig untergebracht werden. In Zwei-Zimmer-Wohnungen lag die Bettwäsche tagsüber auf einem anderen Bett im Nebenraum. Frau S., in deren zweitem Zimmer der kleine Sohn schlief, löste das Problem so: „*Das einzige Problem, als wir die Liegen im Wohnzimmer hatten, war, daß die keine Bettkästen hatten. So wußten wir nicht wohin mit unserer Bettwäsche. Da habe ich uns einen rot karierten Sack genäht und habe jeden Morgen die Betten rein gestopft und habe ihn auf die Kleiderschränke gewuchtet. [...] Und dadurch war das Wohnzimmer ordentlich bettenfrei und sah gut aus, da Möbelstoff auf den Liegen war.*“ (Frau S., * 1930) Danach mußten die Möbel für die Nutzung am Tage umgebaut werden. Die beiden Liegen von Frau S. erforderten nur das Arrangieren von Kissen. Klappsofas und -betten mußten zusammengeklappt werden (vgl. Abb. 2). Tagsüber stand in der Regel ein Tisch vor den Polstermöbeln, der abends abgeräumt und an die Seite gestellt wurde. Nieren- und Palettentische eigneten sich aufgrund des geringen Gewichts gut für diese Form des varia-



3

blen Wohnens. Den meisten der älteren InterviewpartnerInnen gefiel die organische Form der Nierentische nicht, und auch die aus den USA übernommene Neuerung des niedrigen Sitzens um einen ebenso niedrigen Couchtisch lehnten sie ab. Aus einem weiteren Grund überwogen hohe Tische in der Sofaecke: Fast alle Familien aßen im Wohnzimmer, zum einen, weil in den kleinen Küchen das Aufstellen eines größeren Eßtisches unmöglich war, zum anderen, weil das Essen in der Küche insbesondere mit Gästen den Ansprüchen an Wohnlichkeit und Geselligkeit nicht genügte. Verfügte die Familie über ein großes Wohnzimmer, richtete sie eine separate Eßecke ein oder stellte den Eßtisch – wie vor dem Krieg üblich – in die Raummitte: „*Am Anfang stand der runde Tisch in der Mitte, die Stühle da drum. Der Tisch mußte eben in die Mitte, nich.*“ (Frau J., * 1930) In vielen kleinen Wohnräumen gab es dagegen keinen Platz für eine Couch- und eine Eßecke. Dort kombinierten die BewohnerInnen beide Funktionen, indem sie vor das Sofa einen hohen, meist ausziehbaren und z.T. in der Höhe verstellbaren Tisch stellten, der auch zum Essen benutzt wurde (vgl. Abb. 3). Stand der Tisch vor einem Schlafsofa, mußte er abends zur Seite gestellt und morgens wieder an seinen Platz gerückt werden, wie bei Frau und Herrn B.: Frau B.: „*Wir hatten keinen [Nierentisch]. Wir konnten ja nicht. Wir hatten nur ein Zimmer und jeden Abend die Umbauerei mit dem Sofa. [...] Den Tisch mußten wir jeden Abend wegräumen, wenn wir das Sofa ausziehen wollten. Das war ein richtiger Tisch zum Ausziehen, wir mußten ja irgendwo essen und alles.*“

Herr B.: „*Dadurch entfiel der bewußte Nierentisch.*“ (Frau und Herr B., * 1933/*

1933) Dieses Paar hätte anscheinend gerne einen Nierentisch gehabt, mußte aber aus Platzgründen darauf verzichten.

Den größten Teil der Hausarbeit, zu der auch das Herrichten der Wohnung gehörte, verrichteten die Frauen in der Abwesenheit der Männer. Die Männer nutzten die Wohnung vor allem konsumtiv. Ihre Arbeit im Haushalt beschränkte sich auf handwerkliche Tätigkeiten und bei einigen Männern auf das Einkaufen. War eine Frau nicht erwerbstätig oder verrichtete sie Heimarbeit, nutzte sie die Abwesenheit des Mannes, um die Wohnung in einen wohnlichen Zustand zu bringen, der eine konsumptive Haltung ermöglichte. Dazu gehörte u.a. das Herrichten des Wohnzimmers in seinen Tag-Zustand. Der Anspruch, die Hausarbeit für die anderen Familienmitglieder, besonders für den Mann, unsichtbar zu halten und bei deren Anwesenheit eine gemütliche Atmosphäre zu bieten, ließ sich aber von den vollzeit-erwerbstätigen Frauen schwerer realisieren. Doch auch sie verrichteten einen Teil der Arbeit, ohne daß die Männer es unmittelbar wahrnahmen. Die Frauen standen wesentlich früher als ihre Männer auf, bereiteten das Frühstück, kochten das Mittag- bzw. Abendessen vor. Falls es in der Küche eine kleine Essecke gab, frühstückte dort oft der Mann alleine, während die Frau das Wohnschlafzimmer aufräumte.

Die selektive Gestaltung einer wohnlichen Atmosphäre

Neben das Umräumen des Wohnzimmers für die Tag-Nutzung trat eine darüber hinausgehende Gestaltung des Raumes für verschiedene Anlässe. Der Aufwand, den die Frauen zur Gestaltung des Wohnraumes betrieben, war dabei also nicht immer derselbe, sondern richtete sich nach der am jeweiligen Tag angestrebten Nutzung. Fast alle Frauen praktizierten eine deutliche Trennung von Alltag und Sonntagen bzw. Anlässen, zu denen Gäste erwartet wurden. Zunächst galt es für die Anwesenheitszeiten der Männer, also faktisch für den Abend, eine wohnliche Atmosphäre zu gestalten. Viele Frauen berichten, daß ihre Familien großen Wert darauf legten, zumindest abends eine gemeinsame Mahlzeit einzunehmen und zusammensitzen, um Gesellschaftsspiele zu spielen, Radio zu hören, zu lesen oder ab Ende der fünfziger Jahre auch fernzusehen. Die Frauen beschreiben die Atmosphäre in der Freizeit als zwanglos und gemütlich. Diese Atmosphäre gestalteten die Frauen zunächst durch schlichtes Aufräumen mit einem doppelten Zweck: keine Hinweise auf die Nachtnutzung zu hinterlassen, aber auch Spuren vorangegangener Hausarbeit zu beseitigen.

Das Ausscheiden der Arbeit als ein wichtiger Schritt zur Genese des heutigen Wohnzimmers, beschreibt bereits Warnke.¹⁹ Er bezieht sich dabei allerdings auf die Erwerbsarbeit. In der Betrachtung des Wohnzimmers in den fünfziger Jahren wird deutlich, daß dies auch für einen großen Teil der Hausarbeit zutrifft.²⁰ So nähten viele Frauen einen Teil der Kleidung selber oder arbeiteten als Heimarbeiterinnen, allerdings in Abwesenheit der Männer. Abends räumten sie die Nähutensilien weg. Die Nähmaschinen, die in den fünfziger Jahren versenkbar und mit einem Holzgestell hergestellt wurden, gaben kaum Hinweise auf die damit zu verrichtende Tätigkeit. Dazu Frau B.: „Die Nähmaschine haben wir 1957 gekauft. Das war eine schöne Schranknähmaschine, weil sie im

Wohnzimmer stand, es sollte ja ein Möbelstück sein. Kirsche war das sogar.“ (Frau B., * 1933)

An Sonntagen und wenn Gäste erwartet wurden, ging der Aufwand über die Herstellung der Wohnlichkeit an Werktagen durch bloßes Aufräumen, Verstecken der Betten und der Hausarbeit hinaus. Die Frauen praktizierten eine selektive Gestaltung, deren Aufwand und Kosten zum einen nicht jeden Tag möglich waren, zum anderen hoben sie den Sonntag durch zusätzliche Gestaltungselemente symbolisch vom Alltag ab. Zu den gängigsten Gestaltungsmustern der angestrebten Sonntagsatmosphäre gehörte das Essen. Doch überwogen hier nicht die teuren Zutaten, sondern die Inszenierung des Essens durch das Sonntagsgeschirr und eine besondere Tischdecke. Die Zusammenstellung des Sonntagessens war vom knappen Finanzbudget der Familien geprägt: Die Mahlzeiten unterschieden sich zwar von denen während der Woche, die meisten Familien konnten sich dennoch keine besonders teure Bewirtung leisten. Im Gegenteil, viele Familien sparten deutlich am Essen, um sich andere Konsumwünsche zu erfüllen. Das traf zwar stärker auf die Mahlzeiten während der Woche zu, betraf aber auch das Sonntagessen bzw. die Gästebewirtung.

In den Haushaltsratgebern und Zeitschriften der fünfziger Jahre wurde immer wieder das kalte Büffet als besonders praktisch und modern angepriesen. Die jüngeren Frauen, die dieser neuen Bewirtungsform gegenüber am aufgeschlossendsten waren, variierten die vorgeschlagenen Rezepte, denn auch ihnen waren die Fleischrezepte zu teuer. An die Stelle von Fleischsalat und Schinkenplatten traten Salate mit Nudeln oder Reis als Grundlage und bspw. Tomaten mit Mayonnaise gefüllt. Diese Gerichte zeichneten sich nicht primär durch teure Zutaten aus, sondern durch den immensen Zeitaufwand, wie das Beispiel von Frau F. zeigt: „Von zu Hause war man so ganz gestylte Sachen gewöhnt. Da gab es immer kalte Platten, dann mußte das immer so toll ornamentiert werden. Das war eine ganz andere Art von Bewirtung, als es heute üblich ist. Meine Mutter hat sich da viel Arbeit mit gemacht. Aber das war nicht so eine lockere Art. Ich fand das immer mehr was zum Zeigen. Das schmeckte schon, war aber viel steifer. [...] Aufwendig war das, viel selbstgemachtes und wie das angerichtet wurde, mit diesen Spritztüten und ewig mit den Servietten, bis die so und so gefaltet waren.“ (Frau F., * 1935)

Ein weiteres Gestaltungselement der Sonntagsatmosphäre war das Putzen bzw. die Sauberkeit: Die Reinigung des Wohnzimmers für den Sonntag ging über die Beseitigung von Verschmutzungen und Nutzungsspuren hinaus. Zu diesen Tätigkeiten gehörte das Bohnern der Linoleumböden. Frau Z. berichtet: „Unser Bekanntenkreis bestand hauptsächlich aus Bekannten meines Mannes, die sind meist noch älter als mein Mann und hatten noch ältere Ansichten. Und da war es schon schlimm genug, daß eine Frau überhaupt berufstätig war. [...] Aber eine sagte mir letztens, sie hätte nie gedacht, daß unsere Ehe gutgehen würde, weil ich ja so ein verrücktes Huhn sei. Und dann kam sie wieder [...] darauf, daß ich oft meinen braunen Linoleum-Fußboden gar nicht gebohnt hatte. Das habe ich auch alle vier Wochen gemacht. Aber nur weil Besuch kam, extra noch mal Hochglanz drauf zu tun, das ist mir nicht eingefallen.“ (Frau Z., * 1933)

Das Beispiel zeigt, wie stark das Bohnern offenbar als Indikator für die Qualität einer Hausfrau angesehen wurde. Erfüllte die Frau diesen Anspruch nicht, galt das u.U. sogar

als Grund für das Scheitern einer Ehe. Doch abgesehen vom sozialen Druck der Verwandten und Bekannten bohnerten viele Frauen, wenn sie Gäste erwarteten, da sich der Wohnraum dadurch von der Alltagsgestaltung unterschied. Die materielle Kultur ließ sich durch Sauberkeit ohne zusätzliche Kosten aufwerten.²¹

Die selektive, differenzierte Gestaltung einer wohnlichen Atmosphäre wird z.B. bei der Auswahl des Porzellans deutlich. Hier besaßen die Familien *gutes Porzellan* und *Geschirr für alle Tage*. Als Alltagsgeschirr benutzten vor allem Familien mit Kindern praktisches dickwandiges Steingutgeschirr. Wenn etwas zerbrach, wurden einzelne Bestandteile von unterschiedlichen Firmen nachgekauft. Damit das Geschirr zusammenpaßte, wählten viele Frauen weißes Geschirr, wie bei Frau H. und Frau K.: „*Das war nicht alles das gleiche. [...] Wir haben immer weiß genommen, weil alles so schön zu paßte. Dann hatte das natürlich früher auch so einen Goldrand.*“ (Frau H., * 1930)

Beim *guten Geschirr* handelte es sich dagegen um Markenporzellan. Das „teure Porzellan“ und oft auch versilbertes Besteck bekamen viele Frauen seit ihrer Kindheit nach und nach von der weiblichen Verwandtschaft geschenkt: „*Das haben alle Mütter, Tanten und wer auch immer streng überwacht. [...] Ich hatte dieses Sammelbesteck von WMF, dieses versilberte. Man kriegte das immer geschenkt. Man sagte, man sammelt dieses oder jenes Dekor von WMF [...] die versilberte Form mußte man haben. Das wurde einem so angedient.*“ (Frau F., * 1935)

Während einige Familien relativ schnell ein Service für 12 Personen bspw. von Rosenthal oder Hutschenreuter besaßen, mußten sich andere mit der preiswertesten Variante, den sogenannten Sammeltassen zufrieden geben. Sammeltassen wiesen im Gegensatz zum kompletten Service kein einheitliches Dekor auf. Das ähnliche Design erlaubte aber die Kombination unterschiedlicher Gedecke. Diese Kombinationsmöglichkeit prädestinierte die Sammeltassen als Geschenke. Sie waren zudem besonders reich mit Golddekor bedruckt, so symbolisierte ihr Material – Porzellan und Golddekor – eine besonders edle Tischdekoration. Viele verwendeten das Porzellan an allen Sonn- und Feiertagen, einige beschränkten es gar auf die Gästebewirtung. Wurde das Geschirr nicht verwendet, stand es in den meisten Haushalten in der Glasvitrine des Kombi- oder Wohnzimmerchranks. *Gutes Geschirr* und Sammeltassen in der Vitrine ermöglichten die Präsenz der *schönen Dinge* auch im Alltag, bei gleichzeitiger Schonung und symbolischer Distanz, die das Aufstellen hinter Glas erzeugte.

Die angestrebte Wohnlichkeit entstand durch drei Faktoren der selektiven Gestaltung:

1. Die Sonntagsmahlzeiten unterschieden sich in ihren Zutaten nur graduell von denen des Alltags. Das aufwendige Arrangieren ermöglichte den Frauen das symbolische Herausheben des Sonntags und erlaubte außerdem eine Sparstrategie beim Essen.
2. Die Verwendung anderer als im Alltag üblicher und als wertvoller angesehener Objekte schaffte eine symbolische Abgrenzung vom normalen Werktag. Die Frauen setzten z.B. das *guten Geschirr* gezielt ein, um den Sonntag mit einer besonderen Objektwelt hervorzuheben.
3. Diese Form der Gestaltung, das Hervorheben besonderer Gelegenheiten, erlaubte den Frauen einen schonenden, sparsamen Umgang mit der materiellen Kultur, denn durch das seltene Verwenden erhöhte sich die Lebensdauer des teuren Porzellans er-

heblich. In den fünfziger Jahren war das Schonen besonders teurer Gegenstände (wie das Porzellan) eine weitverbreitete Haushaltsstrategie. Diese Aneignungsform ergab sich aus dem meist knappen Haushaltsbudget, aber auch aus der Ansicht, daß Konsumgüter ein Leben lang benutzt werden sollten – eine Auffassung, die erst im Lauf der sechziger und siebziger Jahre vom schnellen Wandel der Moden und Techniken abgelöst wurde.

Wohnen in den fünfziger Jahren als Ausdruck selektiver Bescheidenheit

Die fünfziger Jahre waren für viele Frauen mit einem Verlust an Selbständigkeit verbunden, den sie sich in den Vierzigern zwangsläufig als alleinige Versorgerinnen ihrer Familien erworben hatten. Zur Wiedereingliederung der aus dem Krieg zurückkehrenden Männer in den Arbeitsmarkt wurden Frauen massiv aus der Erwerbstätigkeit in die Rolle der Hausfrau und *Dazu-Verdienerin* gedrängt. Verließ die berufliche Integration des Mannes erfolgreich, verschlechterte sich damit oft die familiäre Machtposition der Frau.²² Diesen Verlust an Selbständigkeit gab es auch in den Familien meiner InterviewpartnerInnen. In den Lebenserinnerungen der Frauen rückt das allerdings sehr in den Hintergrund. Es überwiegt der Stolz, die materiell schwierige Phase der fünfziger Jahre gemeistert zu haben, wobei die Frauen Haus- und Erwerbsarbeit kaum unterschiedlich gewichteten. Beide werden als Leistungen für den privaten Bereich empfunden. In den fünfziger Jahren gehen diese Anstrengungen langsam über die Minimalversorgung der unmittelbaren Nachkriegszeit hinaus. Die Frauen waren nun dazu in der Lage, eine angenehme Wohnatmosphäre zu gestalten.

Wie gezeigt, versuchten die Frauen auf der Basis eines noch geringen Haushaltsbudgets Gestaltungsspielräume beim Wohnen zu schaffen und auszuschöpfen, um sich und ihre Familien für die Mangelerebnisse im Krieg und in der Nachkriegszeit zu entschädigen. Sie verwendeten dabei die oben beschriebenen selektiven Gestaltungsmuster.

Die Nutzung von Gestaltungsspielräumen im Wohnbereich ist dabei nicht spezifisch für die fünfziger Jahre. So steht bspw. schon in Arbeiterhaushalten der Weimarer Republik nicht mehr das Wohnungselend, wie es im 19. Jahrhundert noch verbreitet war, im Vordergrund, sondern der Versuch der Arbeiterfrauen, auf engstem Raum eine wohnliche Gegenwart zur Arbeitswelt zu schaffen.²³ In beiden Fällen bestimmt nicht nur die finanzielle Ausstattung der Haushalte den Wohnstandard, sondern ebenso die in der Regel von den Frauen verrichtete Arbeit, mit der sie ein relativ konfliktarmes Wohnen trotz geringem Raum- und Finanzbudget ermöglichten. Neu für die fünfziger Jahre sind die erweiterten Konsummöglichkeiten für breite Bevölkerungsschichten, die auch das Wohnen verändern. Die Löhne erreichten zwar erst 1956 wieder das Vorkriegsniveau, stiegen aber kontinuierlich weiter. Außerdem verbesserten sich die wohlfahrtsstaatlichen Sicherungen, z.B. mit der Rentenreform von 1957 und stellten breiten Teilen der Bevölkerung Schutz vor Armut im Alter und bei Arbeitslosigkeit in Aussicht.²⁴ So stieg der Lebensstandard langsam an.

Wie ist nun die beschriebene selektive Gestaltung, die bei beschränkten Mitteln dennoch die Teilhabe am Konsum ermöglichte, zu erklären? Die erweiterten Konsummög-

lichkeiten stellen nach Wildt ein „Ende der Bescheidenheit“ dar.²⁵ Dabei bezieht er sich auf die Anschaffungen langlebiger Konsumgüter wie Mobiliar und Haushaltsgeräte, die in den meisten Haushalten Ende der Fünfziger und Anfang der Sechziger getätigt wurden, und auf die zur gleichen Zeit gestiegenen Ausgaben für Lebens- und Genussmittel.²⁶ Wildt interpretiert diese Entwicklung als Indikator für eine deutliche Zäsur im Lebensstandard der Arbeitnehmerhaushalte seit 1957. Er geht davon aus, daß Ende der fünfziger Jahre beim privaten Konsum nicht mehr jeder „Pfennig umgedreht werden mußte“.²⁷ Zwar fanden neue Konsumgüter Eingang in die Haushalte – etwa der Kühlschrank, Kombimöbel und ab Ende der fünfziger Jahre zunehmend der Fernseher, doch diese Anschaffungen waren nur mit Hilfe fortgesetzten Sparens und einer Kostenkompensation auf anderen Ebenen möglich. So das Beispiel von Frau B.: „*Was meinen Sie, wie wir gespart haben. Eine Frau von einem Arbeitskollegen hat damals mal gefragt, wieviel Wirtschaftsgeld ich in der Woche brauche. Da habe ich gesagt: wir haben in der Woche 25,- Mark zur Verfügung. Da sagte sie, das geht nicht. Natürlich geht das. Wir hatten ja nicht mehr. Es war haarscharf eingeteilt. Es gab ja noch jede Woche Geld damals. Diese Woche ist für Miete und das ist dafür und das wird zurückgelegt, um was anzuschaffen. Davon mußte ich alles kaufen.*“ (Frau B., * 1933)

Die Frauen behielten Konsummuster bei, die vor dem Krieg verbreitet waren, um durch besondere Sparsamkeit spezielle Konsumwünsche zu erfüllen. Für diese Beibehaltung spricht bspw. der Umgang mit Lebensmitteln: Obwohl einige meiner Interviewpartnerinnen erwerbstätig waren, nahmen sie beim Kochen nur wenig Arbeitserleichterungen in Anspruch. Sie grenzten sich ebenso von der Verwendung von Brühwürfeln ab wie vom Gebrauch von Konserven, sondern kochten statt dessen Knochen als Grundlage für Brühe oder Suppen aus. Bei der Gemüsezubereitung standen trotz der langen Kochzeiten oft die preiswerten Hülsenfrüchte und Kohlgemüse auf dem Speiseplan.

Auch bei der Auswahl von Haushaltsgeräten wurden nicht die arbeitserleichternden Geräte zuerst angeschafft. Die Waschmaschine, eine besonders teure Anschaffung, die aber die größte Arbeitserleichterung im Haushalt mit sich brachte, kauften meine InterviewpartnerInnen fast alle als eines der letzten Geräte.²⁸ Die Anschaffung einer Waschmaschine hätte den praktizierten Sparstrategien der Frauen widersprochen: Die Waschmaschine tauschte eine kraft- und zeitaufwendige Tätigkeit gegen eine leichtere aus, das für die Familie sichtbare Ergebnis blieb gleich – die saubere Wäsche. Dagegen gehörte in vielen Haushalten der Kühlschrank zu den ersten Anschaffungen, damit veränderte sich jedoch die Hausarbeit nur wenig. Die Frauen kauften nach wie vor jeden bzw. jeden zweiten Tag ein. Viele gaben an, für Vorratshaltung habe das Geld nicht ausgereicht. Als Anschaffungsgrund für den Kühlschrank nannten sie vor allem die Qualität der Lebensmittel, z.B. bei Butter, Wurst oder kalten Getränken, die eine wirkungsvollere Inszenierung des Essens ermöglichte und damit die Wohnqualität steigerte. Darüber hinaus versprach die Möglichkeit der Kühlung eine längere Haltbarkeit – ein Sparsamkeitsargument, wie Frau D. ausführte: „*Den Kühlschrank hatte mein Mann auf der grünen Woche gekauft. [...] Da war es vorher so heiß und da ist auch verschiedenes in den Mülleimer geflogen. Das hat ihn geärgert und da hat er den Kühlschrank gekauft.*“ (Frau D., * 1923)

Somit steht nicht die Arbeitserleichterung für die Frau im Vordergrund, wie bei der Debatte um die Rationalisierung der Hausarbeit angenommen wurde.²⁹ Statt dessen behielten die Frauen bis Mitte oder Ende der sechziger Jahre Tätigkeiten bei, die zwar arbeitsintensiv waren, aber billiger als der Einsatz neuer Produkte oder Technologien. Ähnliche Haushaltsstrategien waren nicht nur im Krieg und in der unmittelbaren Nachkriegszeit verbreitet, sondern gehörten seit dem 19. Jahrhundert zu den Tugenden der bürgerlichen, aber auch der proletarischen Hausfrau.³⁰ Im aufgezeigten Schonen des *guten Geschirrs* und der Tischwäsche durch seltenen Gebrauch zeigt sich ein weiteres älteres Aneignungsmuster, mit dem die Frauen die Lebensdauer der Konsumgüter verlängerten und somit eine indirekte Sparleistung erbrachten. Diese Sparstrategien führten nicht nur dazu, daß sich die Familien trotz des geringen Finanzbudgets einzelne Konsumwünsche erfüllen konnten, sondern angeschafft wurden die Geräte und Möbel, die eine wohnliche Atmosphäre versprachen: Kombimöbel oder der Fernseher.³¹

Die Teilhabe am Massenkonsum bedeutete für die meisten Haushalte somit kein grundsätzlich neues Konsummuster oder das „Ende der Bescheidenheit“, wie es seit den späten sechziger und in den siebziger Jahren unter dem Stichwort Konsumgesellschaft verstanden wird. Vielmehr ging eine verbesserte Lebenshaltung einher mit dem Beibehalten von Sparstrategien. Die Frauen praktizierten eine Art *selektiver Bescheidenheit*. Erst die Spar- und Kompensationsstrategien ermöglichten, daß Konsummöglichkeiten überhaupt wahrgenommen werden konnten. Außerdem gelang es den Frauen mit ihrer Arbeit, jedoch ohne große Kosten, zu bestimmten Zeiten eine wohnliche Atmosphäre zu schaffen. So schöpften die Frauen die Gestaltungsspielräume zwischen einer Ausrichtung der Wohnlichkeit auf die Männer und ihren Gestaltungskompetenzen aus, zu denen auch die Sparstrategien gehörten.

1 Als eine Ausnahme geht der Sammelband Partykultur u.a. auf das Wohnen ein. Vgl. Partykultur? Fragen an die Fünfziger, Hrsg. vom Ludwig-Uhland Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. Tübingen 1991.

2 Vgl. Myra Warhaftig: Kann die Frau auch durch ihre Wohnung unterdrückt werden? In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 4/1980.

3 Vgl. bspw. Gudrun Silberzahn-Jandt: Wasch-Maschine. Zum Wandel der Frauenarbeit im Haushalt. Marburg 1991

4 Vgl. Chiffren des Alltags. Erkundungen zur Geschichte der industriellen Massenkultur. Hrsg. v. Wolfgang Ruppert, Marburg 1993.

5 Vgl. Paul-Henry Chombart de Lauwe: Aneignung, Eigentum, Enteignung. Sozialpsychologie der Raumanneignung und Prozesse gesellschaftlicher Veränderung. In: Arch+

34, 1977; zur Rezeption vgl.: Gerd Selle/Jutta Boeche: Leben mit den schönen Dingen. Anpassung und Eigensinn im Alltag des Wohnens. Reinbek 1986.

6 Vgl. Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. 1982.

7 In Charlottenburg bspw. blieben nur 7% der Wohnungen unbeschädigt, 36% waren völlig zerstört (vgl. Richard Godeck: Das Bau-, Boden- und Wohnungsrecht des Landes Berlin. Berlin/Frankfurt a.M. 1958. S. 33).

8 Vgl. Sybille Meyer/Eva Schulze: „Wie wir das alles geschafft haben“. Alleinstehende Frauen berichten über ihr Leben nach 1945. München 1985, S. 142.

9 Vgl. Godeck (wie Anm. 7), S. 200.

10 Vgl. Heinz Lechner: Zur wohnungspolitischen Situation, Berlin 1967, S. 3.

- 11 Vgl. Meyer/Schulze: Alleinstehende Frauen, S. 137f.
- 12 Vgl. ebd. S. 179.
- 13 Vgl. Warhaftig (wie Anm. 2), S. 276.
- 14 Zur Rezeption von Norbert Elias vgl. Ursula Karnacher: Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen. Eine Untersuchung zum Wandel der Wohnungsgrundrisse als Ausdruck gesellschaftlichen Wandels von 1850 bis 1975 aus der Sicht der Elias'schen Zivilisationstheorie. Frankfurt a.M. 1987.
- 15 Vgl. Erving Goffman: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Theater. München 1991.
- 16 Vgl. Bettina Günter: Schonen – Schützen – Scheuern. Zum Wohnalltag von Arbeiterfamilien im Ruhrgebiet der zwanziger Jahre. Münster/New York 1995, S. 63.
- 17 Vgl. Martin Warnke: Zur Situation der Couchtische, in: Z.B. Stühle. Ein Streifzug durch die Kulturgeschichte des Sitzens, Katalog zur Ausstellung des Deutschen Werkbundes e.V. Gießen 1982.
- 18 Vgl. Handbuch der öffentlichen Meinung 1965. Hrsg. von Elisabeth Noelle-Neumann. Allensbach 1965, S. 178.
- 19 Vgl. Warnke (wie Anm. 17).
- 20 Vgl. auch Meyer, S. 91.
- 21 Vgl. Günter, S. 93.
- 22 Vgl. Sybille Meyer/Eva Schulze: „Von Liebe sprach damals keiner“. Familienalltag in der Nachkriegszeit. München 1985, S. 172.
- 23 Vgl. Günter, S. 96.
- 24 Vgl. Werner Abelshäuser: Die langen fünfziger Jahre: Wirtschaft und Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland 1949-1966. Düsseldorf 1987, S. 49.
- 25 Vgl. Michael Wildt: Am Beginn der „Konsumgesellschaft“. Mangelserfahrungen, Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung in Westdeutschland in den fünfziger Jahren, Hamburg 1994, S. 74.
- 26 Vgl. Langlebige Konsumgüter in den Haushalten. Ein Beitrag der amtlichen Statistik zur Marktforschung, Ergebnis der Einkommens- und Verbraucherstichprobe 1962/63, in: Wirtschaft und Statistik 1963, S. 656.
- 27 Wildt, S. 75.
- 28 Vgl. Sybille Meyer/Eva Schulze: Fernseher contra Waschmaschine – wie das Geschlechterverhältnis auf die Technik wirkt, in: HaushaltsTräume. Ein Jahrhundert Technisierung und Rationalisierung im Haushalt, Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung, bearbeitet von: Barbara Orland, Königstein i.T. 1990, S. 108.
- 29 Vgl. z.B. Silberzahn-Jandt.
- 30 Vgl. Sybille Meyer: Das Theater mit der Hausarbeit. Bürgerliche Repräsentation in der Familie der wilhelminischen Zeit, Frankfurt a.M./New York 1982.
- 31 Der Wunsch nach einem Fernsehgerät stand in direkter Konkurrenz zur Anschaffung einer Waschmaschine. Faktisch entschieden sich viele Familien auf Druck der Männer zuerst für den Kauf eines Fernsehers (vgl. Meyer/Schulze: Fernseher, S. 103.)

Bildnachweis:

Abb. 1 Handbuch der öffentlichen Meinung 1965, Hg. von Elisabeth Noelle-Neumann, Allensbach 1965, S. 178.

Abb. 2 Anzeige aus: Alexander Koch: Bett und Couch. Ihre vielseitige Gestaltung und Verwendung, Stuttgart o.J. (ca. 1955), S. 17.

Abb. 3 Privatfoto 1959